



Der Leinwandheld

Seine »Rocky«- und »Rambo«-Filme haben ihn reich gemacht, seine wahre Passion aber, sagt Sylvester Stallone, sei die Malerei. Hausbesuch bei einem, der seinen Weltruhm einer riesigen Wut verdankt.

Von Marc Hujer, DER SPIEGEL, 04.12.2021

Er steht in seinem neuen Haus in Palm Beach, das noch immer eine Baustelle ist. Er trägt blaue Überziehschuhe mit Gummizug, um das Parkett im Wohnzimmer nicht zu zerkratzen, und schaut auf die leere Wand im Flur neben der Küche. Seine Frau steht neben ihm. Sie hat vorgeschlagen, dort ein Gemälde von Joyce Pensato aufzuhängen, eine Version der Comicfigur Batman, Lack- und Metallicfarben auf Leinwand, 2,08 mal 1,88 Meter groß. Das Bild ist eines von insgesamt 50 aus seiner Privatsammlung, die hier in den nächsten Tagen ihren Platz finden sollen.

Er: Diese Künstlerin hat mich von ihrem Sterbebett aus angerufen.

Sie: Sie hat es kurz vor ihrem Tod gemalt.

Er: Es ist eines ihrer besten.

Sie: Sie wollte, dass Sly es besitzt.

Er: Sechs Monate später starb sie.

Sylvester Stallone fängt noch einmal neu an. Nach mehr als fünf Jahrzehnten in Hollywood hat er sein Anwesen in Los Angeles zum Verkauf angeboten und ist nach Florida gezogen. Er entschied sich für eine 35 Millionen Dollar teure weiße Villa im Bermudastil am Strand von Palm Beach, zehn Bäder, 1230 Quadratmeter Wohnfläche. Dazu Gästehaus, Poolpavillon und Pool. Und ein privater Zugang zum Meer.

»Los Angeles hat sich verändert, es ist ein anderer Ort geworden«, sagt Stallone. »Es herrscht dort nicht mehr der freie, künstlerische Flow wie in den Siebzigerjahren, wo alle miteinander klarkamen. Heute ist dort alles sehr strukturiert, es gibt Regeln.«

Seit Mitte der Siebzigerjahre lebte Stallone in Los Angeles, nach »Rocky«, seinem ersten Welterfolg 1976, immer in den besten Vierteln: erst in Pacific Palisades, dann in Beverly Hills. 84 Filme und 7 Serien hat er seither gedreht, darunter 6 »Rockys« und 5 »Rambos«, sein Vermögen wird auf 400 Millionen Dollar geschätzt. Los Angeles stand damals für Freiheit, für Fortschritt, viele Trends wurden dort geboren. Und er, Michael Sylvester Gardenzio Stallone, der Junge aus dem New Yorker Viertel Hell's Kitchen, gehörte dazu.

Heute debattieren sie in den USA über Cancel Culture, besonders im politisch korrekten, manchmal überkorrekten L. A., wo ein falscher Blick, ein falsches Wort genügen können, um eine Karriere zu beenden. Stallone fühlte sich dort zunehmend fremd. Er sei zuletzt auf Halloweenpartys schräg angeschaut worden, weil er das falsche Kostüm trug, sagt er. Mal sei er als Riesenschnecke gegangen, mal als Rambo, mal als Sheriff mit täuschend echter Schusswunde, eine Anlehnung an die Rolle des übergewichtigen Sheriffs, den er in »Cop Land« spielte. Und immer gab es etwas zu meckern. Immer war etwas nicht witzig, nicht angemessen, nicht cool.

Aber das ist ihm jetzt egal. Er will nur noch malen.

Sylvester Stallone malt schon sein Leben lang, länger, als er Schauspieler ist, länger, als er Drehbücher schreibt. »Rocky«, das Aufstiegsmärchen eines jungen, ehrgeizigen Boxers, hat er gemalt, genauer: Er hat Rockys Gesicht mit einem Schraubenzieher in Ölfarbe gekratzt, bevor er das Drehbuch beendete. Bis vor ein paar Jahren wussten nur Stallones Freunde von seiner Leidenschaft. Er sei ein bescheidener Mensch, wenn es um seine Bilder gehe, sagt sein Galerist Mathias Rastorfer. »Er ist keiner, der sagt: ›Ich bin ein toller Künstler, stellt mich aus.‹ Er war sehr vorsichtig, sehr zaghaft, sehr zurückhaltend. Er fragte: Seid ihr sicher?«

Zwei Museumsausstellungen hat Rastorfer für Stallone schon organisiert, die erste 2013 im Russischen Museum in Sankt Petersburg, die zweite 2015 im Musée d'Art Moderne et d'Art Contemporain in Nizza. Jetzt folgt die dritte im Osthaus Museum Hagen: eine »Retrospektive zum 75. Geburtstag«, den Stallone im Juli gefeiert hat.



Am Tag vor dem vereinbarten Treffen in seinem neuen Haus schickte Stallone eine SMS.

»Die Frage ist, ob wir uns im kleineren Haus sehen, das ich zurzeit miete und das nicht besonders aufregend ist, oder ob wir uns in meinem größeren Haus treffen, das eine interessante Kulisse für alles bietet, weil es am Wasser liegt und viel malerischer ist. Was meinen Sie?«

Rocky und Rambo waren zwei der größten Kinohelden des 20. Jahrhunderts, zwei Männer, die um Anerkennung kämpften, der eine als Boxer, der andere als traumatisierter Vietnamveteran. Aber weil sich das Land in den vergangenen Jahren verändert hat, sind Helden wie sie heute undenkbar geworden. Für Männer, die besessen ihre Ziele verfolgen, ist kein Platz mehr im linken, gendersensiblen Amerika.

»Wo leben Sie?«, fragt Stallone.

»In Berlin.«

»Und, wird es da auch immer voller?«

»Kann man so sagen.«

»Sehen Sie, das ist der Punkt, an dem ich sage: Mir reicht's.«

Er hätte das Gespräch gern draußen geführt, am Pool. Aber ausgerechnet an diesem Tag regnet es. Sturzbäche, Sturmböen, der Wetterdienst meldet 35 Liter Regen pro Quadratmeter.

Stallone führt durch den Raum, der einmal sein Wohnzimmer werden soll, vorbei an einem Bild, das Warhol von ihm gemalt hat und das ihn einmal mit und einmal ohne Bart zeigt. Er läuft weiter zu einer Sofaecke, hinter der ein Banksy steht, Street-Art aus Palästina, auf eine Betonmauer gesprüht, das Bild zeigt ein Mädchen, das einen israelischen Soldaten nach Waffen durchsucht.

Das Kunstwerk wiege fast zweieinhalb Tonnen, sagt Stallone.

Er setzt sich.

Gerade hat er eine Rücken-OP hinter sich, sieben Stunden lang wurde er operiert, beidseitig. Seitdem kann er sich nicht mehr bücken, er kann sich nicht einmal mehr seine Schuhe binden.

»Es ist peinlich«, sagt er.

»Ist es nicht«, sagt seine Frau. »Du hast gerade eine Rückenoperation hinter dir.«

Auf seinem Handy hat Stallone ein Röntgenbild gespeichert, das seinen zusammengeschraubten Rücken nach der OP zeigt. Er hat es in einem Album abgelegt, das seine ganze Krankengeschichte dokumentiert, die Verletzungen seiner fünf Jahrzehnte langen Actionkarriere. Er wischt mit dem Finger durch die Sammlung: Verbrennungen, Knochenbrüche, aufgequollene Narben. »Alles wegen der Stunts«, sagt Stallone. »Ich hätte vielleicht auf die anderen hören sollen, aber ich wollte sie alle selbst machen.« Er sagt es ohne Bedauern. Er schlägt vor, sich doch lieber an den Esstisch zu setzen. Er sitze da bequemer.

SPIEGEL: Herr Stallone, Sie haben mit Rocky einen der Helden des 20. Jahrhunderts geschaffen. Wie würde Rocky heute aussehen?

Stallone: Ziemlich ähnlich. Seit den Siebzigerjahren ist dieses Land nie wieder wirklich zusammengewachsen, es verharrte in einer Art Warteschleife. Als »Rocky« damals in die Kinos kam, war es der erste optimistische Film seit dem Vietnamkrieg: proamerikanisch, obwohl das so nie beabsichtigt war und obwohl in »Rocky« keine Fähnchen geschwenkt werden. Aber für die Menschen war »Rocky« ein erfrischender Bruch. Nachdem das Land in Flammen aufgegangen war, wollten sie mal wieder etwas Positives erleben. Ich glaube, dass heute wieder so jemand kommen muss, jemand mit der Essenz von Rocky.

»Rocky« war ein Überraschungserfolg, ein kleiner Film mit einem kleinen Budget, der weltweit 225 Millionen Dollar einspielte. Die Kritiker feierten ihn, er gewann drei Oscars, darunter den für den besten Film. Es war eine Hymne auf die weiße amerikanische Unterschicht, auf all die Underdogs, die nicht nur im Vietnamkrieg gekämpft hatten, sondern im ausgehenden Industriezeitalter auch um ihre Arbeitsplätze bangten. Eine Verneigung vor ihren Werten, vor dem, was für sie wichtig war. Stallone erklärte einen Mann zum Helden, der vom Leben nichts mehr erwartete – und der die einzige Chance nutzte, die er bekam.

SPIEGEL: Könnte Rocky heute überhaupt noch gewinnen? Wäre er nicht eher ein Antiheld?

Stallone: Ich kann Ihnen versichern, dass Rocky so angenehm und unumstritten ist, wie es nur geht. Er liebt jeden. Er liebt Schildkröten, er liebt Goldfische, er liebt Kinder, er liebt alte Menschen. Er ist der perfekte nette Typ, nicht klug, aber er hat diese Straßenweisheit. Und was noch viel wichtiger ist: Er hat Anstand. Und das ist etwas, das derzeit wirklich gefragt ist.

Es gibt eine Szene in »Rocky II«, in der Rocky zusammen mit Weltmeister Apollo Creed eine Pressekonferenz gibt. Die Kontrahenten sollen übereinander urteilen. Je abschätziger, desto besser.

Ein Reporter fragt Rocky: »Haben Sie irgendetwas Abfälliges über den Champion zu sagen?«

»Etwas Abfälliges?«, fragt Rocky. »Ja klar, er ist großartig.«

SPIEGEL: Sie würden das Drehbuch für »Rocky« heute also genauso schreiben wie vor 45 Jahren?

Stallone: Na ja, die Leute sind sehr empfindlich geworden, was den kreativen Prozess betrifft. Früher machte der Drehbuchschreiber sein Ding und kam damit raus. Heute muss er sich fragen: Berühre ich mit dem, was ich schreibe, ein heikles Thema? Beleidige ich irgendeine Gruppe? Das verändert natürlich die Einfachheit eines Drehbuchs. Es wird weniger emotional, weniger authentisch. Wenn Mickey, Rockys Trainer, zum Beispiel sagt: »Bewegt eure kleinen Hühnerärsche raus«, dann ist das ein Satz, den jemand in den falschen Hals bekommen kann. Sie könnten natürlich fragen: Warum ist er so wütend? Aber das ist sein Charakter. Ich versuche nur, ein Drama zu erschaffen. Ich will kein Statement abgeben.

SPIEGEL: Die künstlerische Freiheit war früher viel größer?

Stallone: O ja. Definitiv. Rambo heute? Nein, niemals, keine Chance.

Er hält kurz inne. Es hämmert, summt, rattert und wird gebohrt, überall im Haus arbeiten Handwerker.

Stallone steht auf, langsam, bedächtig, wie in Zeitlupe. Ein Handwerker kommt ihm entgegen.

»Sie können ein Nickerchen machen«, sagt Stallone. »Hauptsache, Sie bohren nicht.«

SPIEGEL: Als Schauspieler und Drehbuchautor haben Sie Millionen verdient, aber Ihre wahre Passion, sagen Sie, gelte der Malerei. Wieso?

Stallone: Malen begeistert mich am meisten, weil man auf sich allein gestellt ist. Wenn man Filme macht, ist das anders. Filme brauchen manchmal zwei Jahre und 500 Leute, auf deren



Vision man sich verlassen muss. Man ist nur der Kapitän auf einem Schiff, das eine Crew von 500 Leuten dahin gebracht hat.

SPIEGEL: Und beim Schreiben?

Stallone: Schreiben ist schrecklich, ein richtiger Fluch. Es treibt dich zum Wahnsinn, es verlässt dich niemals. Du fühlst dich nicht gut, du hast Kopfschmerzen, du willst nicht mit deiner Familie reden. Du wachst mitten in der Nacht auf, schreibst irgendeinen Quatsch auf, den du in diesem Moment für großartig hältst. Am nächsten Tag denkst du: Wer hat denn den Scheiß geschrieben? Dann setzt du dich wieder hin und beginnst von vorn. Schreiben, wozu auch das Komponieren von Musik gehört, ist Mathematik, Präzision. In der Malerei kann man ein bisschen chaotisch sein. Vergleichen Sie doch mal Beethoven und Picasso. Wer, glauben Sie, hat von den beiden mehr gelitten?

Stallone setzt eine finstere Miene auf und hämmert mit den Händen in die Luft, auf ein imaginäres Klavier.

»Dadadadaaaa!«

»Und dann stellen Sie sich Picasso vor«, sagt Stallone, »im Sonnenschein, Zigarette im Mund, Frau im Arm: ›Ich bin reich und berühmt.««

Dann wieder Beethoven.

»Dadadadaaaa!«

SPIEGEL: Mit Ihren Bildern erreichen Sie deutlich weniger Menschen als mit Ihren Filmen. Als Maler arbeiten Sie praktisch im Verborgenen. Vermissen Sie das Publikum?

Stallone: Ich bin als Schauspieler ein bisschen zivilisierter geworden, ein bisschen domestiziert. Den unglaublichen Hunger habe ich nicht mehr, das Bedürfnis, jeden anderen eines Besseren zu belehren, dieses: Schau-mich-an, Schau-mich-an, Schau-mich-an. Wenn man so weitermacht, endet das in der Katastrophe. Es ist schön, wenn man durch eine Hotellobby geht und zehn Leute ein Autogramm von einem wollen. Andererseits weiß man auch, dass man eines Tages durch dieselbe Hotellobby geht, und niemand weiß mehr, wer zur Hölle man ist. Meine Töchter haben zum Beispiel keine Ahnung, wer Sting oder Elton John ist, das ist schockierend.



Am Ende steht man ganz allein da: ein 85 Jahre alter Typ, und ein großer Teil deiner Generation ist nicht mehr da.

SPIEGEL: Macht Ihnen das Angst?

Stallone: Es ist eine dramatische Erfahrung, dass man älter wird. Man realisiert, dass man gewöhnlich ist, ein Mensch, der auf einem speziellen Feld ein besonderes Talent hat. Aber wer ist wichtiger: du oder der verdammte Klempner? Du bist möglicherweise wertvoll für das Kino, für Eskapismus, aber der Klempner ist noch viel wichtiger, für dein tägliches Leben.

SPIEGEL: Und dagegen malen Sie an?

Stallone: Die Malerei ist therapeutisch für mich. Und was für ein Zeug ich noch immer in mir habe, es ist wie Magma. Ich wünschte, es wäre nicht da, oder ich könnte einfach Wasser draufgießen, und es würde verschwinden, schhhhhhhhh, aber für absolute Ruhe muss man wahrscheinlich für 25 Jahre nach Indien gehen und sich im Yoga ausbilden lassen. Ich weiß jedenfalls nicht, wie ich ohne dieses unglaubliche Wettbewerbsstreben funktionieren kann, das mich immer getrieben hat. Ich musste mir immer einen Wettbewerb schaffen, auch einen falschen, wie den mit Arnold Schwarzenegger. Wir sind ein »match made in hell«.

SPIEGEL: Wie ernsthaft war die Konkurrenz?

Stallone: Herzattackeernsthaf. Da waren Sylvester Stallone und Arnold Schwarzenegger am Beginn einer neuen Ära des echten Actionfilms, des Mann-gegen-Mann-gegen-Machomann-Films. Und wir waren auf Kollisionskurs.

SPIEGEL: Und jetzt sind Sie Freunde? Angeblich besitzt Schwarzenegger Gemälde von Ihnen.

Stallone: Ich habe ihm ein Bild aus meiner Serie geschenkt, für die ich mich von der Brandung habe inspirieren lassen. Sie sehen den Schaum des Wassers. Es ist sehr sinnlich. Es sieht, wie ich finde, erotisch aus.

SPIEGEL: Schwarzenegger malt ja auch.

Stallone: Ja. Er hat mir sogar einmal gesagt, komm doch mal rüber zu mir, und lass uns zusammen malen. Er hat mir seine Bilder gezeigt und mich gefragt: Was denkst du? Ich sagte: Sehr einzigartig, es ist simplizistisch, ich weiß nicht, was Giacometti darüber denken würde.



Stallone hält einen Moment inne, als würde er erst jetzt realisieren, was Schwarzenegger ihm damals vorgeschlagen hat. »Lass uns zusammen malen«, wiederholt Stallone. »O mein Gott. Malen Jungs wirklich zusammen? Es ist ein bisschen so, als hätte er mich gefragt: Wollen wir mal zusammen Blumenkohl essen? Es ergibt einfach keinen Sinn.«

Der Fotograf Martin Schoeller setzt sich dazu. Er hat im Poolpavillon Licht aufgebaut, um Stallone für den SPIEGEL zu fotografieren, als Maler. Das ist nicht ganz einfach, weil Stallones Bilder schon in Deutschland sind und seine Ausrüstung noch in den Umzugskartons steckt. Schoeller hat bei H&M einen Kapuzenpulli gekauft, den Stallone anziehen soll, mit abgeschnittenen Ärmeln, damit man die Tattoos auf seinen Oberarmen sehen kann.

Stallone unterbricht das Gespräch und folgt Schoeller zum Poolpavillon.

Schoeller will zunächst nur eine Nahaufnahme von Stallone machen, eine Serie von Porträts. Er redet, während er fotografiert.

Schoeller: Wie viel trainieren Sie noch? Ihre Arme und Schultern sind in großartiger Verfassung.

Stallone: Danke. Aber ich trainiere nicht mehr.

Schoeller: Erzählen Sie nichts.

Stallone: Nein. Ich kann mir ja noch nicht mal die Schuhe anziehen.

Schoeller: Dann achten Sie aber genau darauf, was Sie essen?

Stallone: Nein.

Schoeller: Wirklich?

Stallone: Was glauben Sie, was ich heute Morgen gefrühstückt habe?

Er schaut in die Runde.

Schoeller: Und?

Stallone: Ein Dutzend Kekse.

Schoeller muss die Kamera umrüsten, Stallone nutzt die Pause, um Arnold Schwarzenegger per Facetime anzurufen. Er hat ihn mit den Initialen AAS eingespeichert, Arnold Alois Schwarzenegger.

Schwarzenegger nimmt ab.

Man sieht ihn in seinem Sessel im Garten seines Hauses in L. A. sitzen.

Stallone schwenkt mit dem Handy über das Set in seinem Poolpavillon und bleibt dann bei Schoeller stehen.

Stallone: Ich bin hier mit dem Fotografen vom SPIEGEL.

Schwarzenegger: Der SPIEGEL?

Stallone: Jaaaaaaa!

Schwarzenegger: Fuck!

Stallone würde gern weiter herumalbern, aber Schwarzenegger sagt: »Ich bin mitten in einem Zoom-Meeting.« Er wünscht ihm noch alles Gute für seinen Rücken und ermahnt ihn, bloß keine Gewichte zu stemmen.

»Danke, Daddy«, sagt Stallone. Dann legt er auf.

»Klingt das, als wären wir noch Feinde?«, fragt er.

Er wendet sich wieder Martin Schoeller zu.

Der hat ihm ein Polaroidbild versprochen, damit Stallone sehen kann, wie er auf den Fotos aussieht. Er ist zufrieden. »Ich sehe aus wie ein Gangster«, sagt Stallone. Schoeller erklärt ihm, wie er ihn jetzt noch als Maler inszenieren will.

»Ich dachte, Sie halten vielleicht ein paar Pinsel, wir malen die rot an, und die Farbe läuft Ihnen den Unterarm herunter. Wir haben alles, einen Tisch, Pinsel, Farbe.«

»Nein«, sagt Stallone.

Er holt ein Bündel Geldscheine aus der Hosentasche. »Ich gebe Ihnen 100 Dollar, und Sie vergessen die Idee.«

Schoeller lacht.

»Lassen Sie uns 200 sagen«, sagt Stallone. »Nehmen Sie eine Xanax und entspannen sich einfach.« Er steckt sein Geld wieder ein.

»Okay, lassen Sie mich darüber nachdenken.«



Stallone nimmt wieder an seinem Wohnzimmertisch Platz.

SPIEGEL: Sie haben immer Gegner gebraucht, an denen Sie sich aufrichten konnten. Ihr Vater hat Ihnen gesagt, Sie hätten keinerlei Talente. Sind Sie deshalb Künstler geworden?

Stallone: Ich bin unter sehr, sehr schwierigen Bedingungen aufgewachsen. Mein Vater meinte: »Du hast keinen Verstand, du solltest also besser an deinem Körper arbeiten.« Mit 16 habe ich die Schule abgebrochen. Ich habe angefangen, in den Docks zu arbeiten, aber nach sechs Monaten bin ich wieder zurück an die Schule gegangen, eine sehr spezielle, außergewöhnliche Schule für seltsame Leute, Devereux genannt. Jeder war da sehr speziell. Das waren Leute, die aus dem öffentlichen Schulsystem rausgeflogen sind und die auch keine Privatschule mehr haben wollte. Ich war also umgeben von kreativen, verrückten Outcasts, zwölf Monate im Jahr, weil man da nie nach Hause gegangen ist.

SPIEGEL: Das hätte auch schiefgehen können.

Stallone: Es hat mir gefallen. Es gibt nämlich zwei Arten von Verrücktheit: kreativ verrückt und kriminell verrückt. Diese Leute waren kreativ verrückt. Es war die Zeit, in der ich mit der Malerei begonnen habe, in dieser Atmosphäre, mit 16.

SPIEGEL: Was hat Ihr Vater zu Ihren Bildern gesagt?

Stallone: Ich habe schon vorher herumgekritzelt. Das Erste, was ich je gemalt habe, war dieser afrikanische Watussi mit Kopfschmuck und Speer, der über den Hügel kommt und mit einem Löwen kämpft, sehr dramatisch, wow, was für ein irres Thema, was wusste ich damals schon von Afrika? Ich habe ihn auf eine dieser Schachteln aus der Reinigung gemalt, in die Hemden verpackt waren. Ich habe die Schachtel mit dem Bild meinem Vater gezeigt und gesagt: Ich kann malen. Und er sagte nur: Wo sind die fuckin' Hemden?

SPIEGEL: Warum hat er so reagiert?

Stallone: Er ist das klassische Beispiel für den Satz: »Du kannst nicht besser sein, als du bist.« Mein Vater konnte nicht akzeptieren, dass er selbst kein Talent fürs Schreiben hatte, für die Malerei oder das Singen oder irgendein anderes künstlerisches Feld. Aber genau das wollte er sein: ein Sänger, ein Schauspieler. Das hat ihn frustriert.

SPIEGEL: Er hat Ihnen Ihre Erfolge nicht gegönnt?

Stallone: Das ganze Leben lang nicht. Es ging bei uns immer Mann gegen Mann. Die Vater-Sohn-Dynamik gab es bei uns nicht.

SPIEGEL: Kann es sein, dass er Sie nur motivieren wollte?

Stallone: Ich weiß, was Sie meinen. Nein. Ich habe ihm einmal gesagt: Ich wünschte, wir wären gleich alt, nur fünf Minuten lang. Dann würde ich mit dir vor die Tür gehen und dir eine reinhauen, so wie du es mit mir gemacht hast. Er sagte: Versuch es doch. Versuch es jetzt. Und er meinte es ernst.

SPIEGEL: Hat Ihre Mutter vermittelt?

Stallone: Nein. Die Auseinandersetzungen waren so heftig, dass manchmal die Polizei kommen musste. Meine Mutter ist dann einfach weggelaufen und hat sich in Sicherheit gebracht. Bei uns musste jeder für sich selbst kämpfen. Ich glaube, dass ich heute hier bin, weil das alles passiert ist. Nehmen Sie zwei Hunde. Einen schlagen Sie und füttern ihn nie, mit dem anderen spielen Sie. Glauben Sie, dass die beiden gleich aufwachsen? Nein, der erste wird ein Monster werden.

»Eigentlich«, sagt Stallone, »bin ich der Traum eines jeden Psychiaters. Psychiater würden sagen: Du bist fixiert auf die Vergangenheit. Und ich würde sagen: Yeah, das stimmt in gewisser Weise, aber ich kämpfe dagegen an. Dieser Kampf, mein Versuch, da rauszukommen ist eine gute Quelle für Kreativität.«

Stallone zeigt ein Bild seines Vaters, schwarz-weiß.

Er führt es mit sich wie die Schreckensbilder seiner Verletzungen.

»Er ist robust«, sagt Stallone.

Er zeigt ein zweites Bild. Auffällig der stiere, beinahe irre Blick.

»Schauen Sie sich diese Augen an«, sagt Stallone.

»Chhhhhhhh.« Stallone faucht wie ein wildes Tier.

Stallone: Ich bin keiner, der klagt: Warum hat meine Mutter mich nicht geliebt? Warum hat mich mein Vater nicht geküsst? Zur Hölle damit, man kann die Uhr nicht zurückdrehen. Aber weil das damals alles so schwierig war, hat mir das ein Verständnis von Wut gegeben, von wahrer



Wut. Die ganze Dunkelheit, die ich habe, kommt von ihm, es ist keine falsche, oberflächliche Filmschauspielerwut, die ich spiele, sie ist echt. Es beginnt unter meinen Füßen und strahlt den ganzen Weg bis in meine Seele hinein. Als ich Rambo gespielt habe, habe ich verstanden, dass ich nur meinen Vater spielen muss. Er ist Rambo, in echt. Ich kann Ihnen das jetzt nicht im Detail erzählen, aber er ist viel härter gewesen als ich, psychisch und physisch roh. In gewisser Weise kann ich ihm sagen: Vielen Dank!

SPIEGEL: Wie kamen Sie eigentlich auf die Idee, »Rocky« zu schreiben?

Stallone: Es hat etwas in mir gekocht, weil die Leute in mir immer den Bad Boy gesehen haben. Sie haben mich den »Raubbold« genannt, obwohl ich wirklich einen guten Humor habe. Ich bin eigentlich nicht der Typ, der Leute einschüchtert. Aber ich habe Leute, die andere tyrannisiert haben, verprügelt, je größer sie waren, desto besser, alle haben mich deshalb als gemeinen Typen gesehen. Aber was, habe ich mir gedacht, wenn das nicht so wäre? Ich hatte diesen Gedanken, und plötzlich leuchtete eine kleine Flamme in meinem schwarzen Leben, und ich dachte mir: Du musst Benzin auf diese Flamme gießen. Was, wenn er tief drinnen ein sanfter, lieber Typ ist, der aber in einer Welt lebt, in der er tough aussehen muss, schwarzer Hut, Handschuhe mit abgeschnittenen Fingern, ein Mann, der immer versucht, den Leuten Angst einzujagen? Und tief drinnen liebt er Fische, Schildkröten und seine kleine Freundin. Und so habe ich angefangen, »Rocky« zu schreiben.

SPIEGEL: Wem sind Sie näher, Rocky oder Rambo?

Stallone: Rocky ist der, der ich gern wäre. Alles, was ich gemacht habe, ist, diese andere Seite zu spielen. Wie gesagt, im Grundsatz bin ich ein netter Mensch, aber ich habe Dinge auf der gegenüberliegenden Seite des Lebens erlebt, die für meinen Beruf, auch für meine Malerei von Vorteil sind (*er schlägt mit der Faust auf den Tisch*).

Stallone: Wenn ich male, dann hat das nichts Graziles an sich. Ich schwöre Ihnen, ich gehe das so an, als würde ich einem Gegner im Ring gegenüberstehen, es ist ein Kampf zwischen der verdammten Leinwand und mir, okay, und diesen Kampf kann ich nicht immer gewinnen.

SPIEGEL: Wenn Sie malen, sind Sie mehr Rambo als Rocky?

Stallone: Mehr Rambo.

SPIEGEL: Als Maler sind Sie also nicht sehr optimistisch?



Stallone: Als Maler bin ich eher auf der dunklen Seite.

SPIEGEL: Sie haben mal Ihre Talente als Schauspieler und Maler verglichen und sagen, Sie seien der viel bessere Maler.

Stallone: Ich bin stolz auf manche Momente als Schauspieler, wie in »Rambo« oder in »Rocky«, in denen ich mit Trauer umgehen muss. Ich genieße das, aber da steckt so viel Vorbereitung drin, es hat nicht die wunderschöne Spontaneität, die einem eine Malerleinwand ermöglicht. Niemand sagt »cut«, wenn man malt.

SPIEGEL: Woher nehmen Sie Ihre Ideen?

Stallone: Ich male instinktiv. Ohne Konzept. Ich mag es, in der Garage zu malen. Manchmal komme ich abends in einem 5000-Dollar-Anzug nach Hause. Dann sehe ich das Bild, und fuck, füge etwas hinzu, und dann, fuck, fuck, mein Anzug, meine Schuhe. Aber ich kann an diesem Ding nicht vorbeigehen. Es ruft: Sly, berühre mich. Sly, bemale mich. Es ist wie der Ruf einer Sirene.

SPIEGEL: Auf welche Bilder sind Sie besonders stolz?

Stallone: Es gibt zwei oder drei, die ich nicht noch einmal malen könnte.

Er nimmt noch einmal sein Handy zur Hand. Er hat darauf die Fotos seiner Gemälde gespeichert. Mal hat er mit dem Pinsel, mal mit dem Spachtel, mal mit dem Schraubenzieher gemalt, mal mit Öl, mit Acryl, auch mit Industriefarben, die er mag, weil er sie so dick auftragen kann. Er wischt weiter. »Violent shit«, sagt er. Auf ein Bild, das Gesichter in einem Labyrinth bunter Linien zeigt, ein umgedrehtes Herz und eine ablaufende Uhr, hat er »Respectfully Yours, J. J. Rambo: F. T. W.« geschrieben. Er liest laut vor: »Fuck the World«.

Er wischt weiter auf seinem Handy herum, bis er ein Bild findet, das er in den Sechzigerjahren gemalt hat, sein, wie er sagt, persönlichstes Bild. Eine Art Selbstbildnis. »Ich habe verstanden, dass ich auf einer einsamen Reise bin«, sagt Stallone, »auf dem Highway des Lebens, der in die Stadt führt, die ein komplettes Inferno ist. Und wenn du da einmal bist, kommst du nicht mehr raus, weil das Feuer am Ende den Highway auffrisst. Es gibt also keine Rückkehr. Du kannst nur nach vorn gehen, und entweder du überlebst oder verbrennst. Das ist alles. Das ist mein ganzes Leben, das Sie da sehen.«



REPORTER:INNEN
forum

Stallone reicht das Handy herüber. Das Bild ist furchterregend. Es zeigt einen endlosen Highway. Eine Stadt in Flammen. Und einen kleinen Mann mit Hut.